

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kelley Roos
Der letzte Schrei ist Killing
Kriminalroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Der Wagen war nur ein schmaler Strich im Mondschein; er raste auf der gewundenen Bergstraße die spanische Küste entlang und schließlich hinunter in die Bucht, wo die kleine Stadt Cala Brava lag. In den engen Straßen verlangsamte er das Tempo; er hielt auf dem Parkplatz eines Strandhotels. Der junge Amerikaner stieg aus und blieb ein paar Sekunden lang vor dem hellerleuchteten, lärmefüllten kleinen Hotel stehen. Er betrachtete es erleichtert. Hier würde er endlich einen Drink bekommen; er hatte ihn nötig. Es war ein langer Tag gewesen.

Einer der Hotelboys, Diego, kam nun herausgelaufen und holte die beiden Kameras und den Beutel mit der fotografischen Ausrüstung vom Rücksitz. Er werde alles in das Zimmer des Señors bringen, sagte er. Doch zuvor erkundigte er sich noch taktvoll, ob die Reise des Señors auch erfolgreich gewesen sei. Der Señor versicherte es ihm. Er hatte am Strand von Cadaqués viele Aufnahmen von reizenden Mädchen gemacht. Die Leser eines gewissen amerikanischen Reisemagazins würden bestimmt entzückt sein. Wenn sie auch vielleicht nie nach Cadaqués kamen, so war es doch immerhin möglich, daß ihr Interesse an der Zeitschrift dadurch stieg.

Pedro reichte ihm ein paar Briefe über die Anmeldetheke.

»Guten Abend, Mr. Towers«, sagte er. »Ich freue mich, daß Sie wieder da sind.«

Er sah sich seine Post an. Ein Scheck von einer Zeitschrift für einen Bildbericht über die alte Stierkampfarena in Fréjus; zwei Mahnschreiben von Kreditkartenfirmen; seine Hotelrechnung. Er beglich die Rechnung und steckte die restlichen Briefe in die Tasche.

»Mr. Towers«, sagte Pedro. »Ihre Freunde erwarten Sie in der Bar.«

»Gute Idee«, sagte er.

Er ging in die Bar. Sie war brechend voll. Ein normaler amerikanischer Tourist hätte sich hier kaum wohlgeföhlt. Towers sah sich nach Enid, Englands hübschestem Mädchen um; da zwängte sie sich auch schon durch die dichtgedrängte Schar der Durstigen, gefolgt von Gerald Chapman, ihrem derzeitigen ständigen Begleiter. Gerald war auch Engländer. Er hatte die mißglückte, sinnlose Schlacht von Suez mitgemacht und geschworen, in seinem ganzen Leben nichts mehr, aber auch rein gar nichts mehr zu tun. Es sei erniedrigend, etwas zu tun, erklärte er; es endet ja doch nichts wie erwartet. Er hätte die Nase voll, sagte er.

»Larry, Darling«, rief Enid.

»Miss England!«

»Das sagst du immer.« Sie lächelte dankbar und etwas kläglich.

»Dabei war ich nie Miss England. Aber meine Mutter, Gott hab sie selig, die war Miss Britisches Weltreich. Sie war die letzte. Mit ihr ging die Sonne unter.«

»Larry, alter Knabe«, sagte Gerald, »wie war's denn in Cadaqués?«

»Vielleicht hab ich sogar ein paar ganz ordentliche Aufnahmen gemacht. Das Licht war günstig, die Mädchen reizend. Der Strand sah wirklich verlockend aus. Kann sein, daß mir dieser Tag in Cadaqués fünfhundert Dollar einbringt.«

»Larry!« sagte nun eine Stimme auf französisch.

Nicole, die bezaubernde Nicole, löste sich aus der Menschenmenge und flüsterte ihm über ihren geeisten Wodka hinweg ins Ohr: »Schau mich bloß nicht an, Larry. Meine Augen sind rot. Mein Gesicht ist geschwollen. Ich habe den ganzen Tag geweint. Tom ist weg.«

»Tom? Tom ist weg?«

»Meine Augen sind ganz rot«, klagte Nicole. »Mein Gesicht ist geschwollen. Mein Herz ist schwer. Tom fliegt heute nach New York zurück.«

»Verzeihung«, sagte eine amerikanische Stimme, »aber meine Frau möchte gern etwas wissen. Gehören Sie zum Jet Set?«

Sie wandten sich um und betrachteten den kleinen, verlegenen Mann. Er hob die Hand, um auf eine voluminöse Frau zu

zeigen, die an einem Ecktisch eine Limonade trank. Man konnte direkt Mitleid mit dem schwächtigen Ehemann bekommen.

»Sind wir das Jet Set?« wiederholte Enid. »Was für eine köstliche Frage! Sie lieber kleiner Mann. Sind wir das internationale Set?«

»Nein«, antwortete Gerald, »sind wir nicht. Wir sind das Jet Set.«

»Ja, das stimmt«, bestätigte Enid. »Wir sind die dritte Fitzgerald-Generation*, nicht die zweite.«

»Fitzgerald«, sagte der schwächliche Ehemann. »So heißt doch ein Whisky.«

»Armer alter Scott«, murmelte Enid. »Aber Sie haben recht. So heißt wirklich ein Whisky. Sagen Sie Ihrer Frau, daß wir das Jet Set sind und unaufhörlich Fitzgerald-Whisky trinken.«

»Vielen Dank, und entschuldigen Sie bitte. Aber sie wollte es unbedingt wissen.«

Sie sahen ihm nach, wie er sich durch den überfüllten Raum zu seiner imposanten Gattin durchzwängte. Enid meinte: »Armer kleiner Mann. Wenn ich den Mumm dazu hätte, würde ich diese Ehe auseinanderbringen.«

»Darf ich dich daran erinnern, meine Liebe«, sagte Gerald, »daß du mit meiner Ehe noch nicht ganz fertig bist? Immer hübsch der Reihe nach; eine Ehe nach der anderen.«

Nicole jammerte: »Larry, ich bin so unglücklich. Ich bin untröstlich.«

»Weil Tom nach New York fliegt«, sagte er. »Weshalb ist er denn abgereist?«

Gerald antwortete für sie. »Er hat beim Lunch sein Geld gezahlt.«

»Ein deprimierender Anblick«, bemerkte Enid.

»Und da habe ich angefangen zu weinen«, ergänzte Nicole.

»Das hieß Ferienende für Tom«, sagte Gerald. »Und zurück zu der alten Plackerei ums liebe Geld. Sofort. Es blieb ihm gerade noch genug für den Flug. Fuhr mit dem Bus nach Barcelona, der arme Bursche. Erwischte zufällig bei der Iberia einen Platz, weil jemand seine Buchung rückgängig machte. Die Maschine fliegt um Mitternacht. Was machen wir, Larry?«

* Francis Scott Fitzgerald, amerikanischer Dichter der »Verlorenen Generation« nach dem ersten Weltkrieg.

»Wir sollten ihn wenigstens verabschieden«, erklärte er.

»Das finden wir auch, Enid und ich. Wir müssen ihn wenigstens verabschieden.«

»Dann müssen wir uns aber beeilen«, sagte Nicole. »Es ist schon spät; wir können es gerade noch schaffen.«

Larry trank an der Bar schnell noch etwas – Tom zu Ehren.

Draußen diskutierten sie einen Augenblick darüber, wer fahren sollte. Gerald fand, das sei seine Aufgabe, da Larry stundenlang unterwegs gewesen sei. Nicole stellte fest, Larry habe nur einen Drink hinter sich, Gerald dagegen ein paar zuviel. Am Ende setzte sich Enid hinter das Steuer. »Steigt ein; ich fahre!«

»Um Himmels willen, nein!« protestierte Gerald.

»Ich bin nicht müde«, erklärte Enid, »und ich habe seit dem Mittagessen nichts mehr getrunken. Und außerdem bin ich eine phantastische Fahrerin.«

»Hütet euch vor Leuten, die sich ihrer Fahrkünste rühmen!« stöhnte Gerald.

Enid startete den Motor und kuppelte. Gerald setzte sich neben sie, die andern beiden zwängten sich auf die Notsitze. Besorgt vergewisserte sich Gerald noch, daß alle ihre Sicherheitsgurte umgeschnallt hatten, dann fuhr der Wagen an. Am Steuer verlor Enid alles Weiblich-kapriziöse. Sie raste los wie ein Rennfahrer. Als Gerald ihr vorhielt, daß die Römer diese Straßen für Fußvolk und Reiter und nicht für wahnsinnige Autofahrer gebaut hätten, lachte sie ihn aus und trat das Gaspedal noch weiter durch.

Auf dem Rücksitz des offenen Jaguars wurde man tüchtig vom Wind durchgeblasen. »Larry«, sagte Nicole, und er mußte sich dicht zu ihr hinüberneigen, um sie zu verstehen, »Larry, erzähl mir was von Tom. Erzähl mir alles, was du von ihm weißt. Ihr habt doch schon als Kinder zusammen gespielt.«

»Na, nicht ganz«, antwortete er. »Wir haben uns im College kennengelernt.«

»Und die Mädchen? Sie waren natürlich wie toll hinter ihm her, nicht wahr?«

»Ja, das waren sie.«

»Hatte er in diesem College eine spezielle Freundin?«

»Nein, das lag Tom nicht.«

»Verstehe«, sagte Nicole kläglich. »Es gab viele spezielle

Freundinnen. Meinst du, du kannst mir eine Zigarette anzünden, Larry? Ich brauche unbedingt eine Zigarette, um mich seelisch aufzurichten.«

»Ich will es versuchen.«

Er holte eine Zigarette aus der Brusttasche seiner Jacke. Sein Feuerzeug war in der Hosentasche. Er mußte den Sicherheitsgurt öffnen, um daranzukommen. Und gerade als er sich vorbeugte und die Vordersitze als Schild benutzte, um die Zigarette anzuzünden, die Nicole seelisch aufrichten sollte, hörte er hinter sich den Reifen platzen. Er merkte, wie der Wagen herumschleuderte, sich seitwärts neigte und vom Innenbankett der Straße abgedrängt wurde. Nicole schrie. Gerald fluchte und rang mit Enid um das Steuerrad. Der Wagen prallte auf die niedrige Steinmauer am Rand des Kliffs, stellte sich hoch und taumelte ins Leere.

»Larry!« kreischte Nicole und wollte nach ihm greifen. Doch er wurde im hohen Bogen herausgeschleudert.

Kaum eine Sekunde später raffte er sich mühsam ein wenig hoch und kroch auf Händen und Knien zum Rand des Abgrundes. Tief unten, das Auto sah aus wie ein Spielzeug, hielten ein paar Felsblöcke den wilden Sturz zunächst auf, bevor der Wagen, sich ständig überschlagend, langsam weiter abwärts torkelte und in Flammen aufging. Dann blieb er liegen. Der Widerschein des hellaufleuchtenden Feuers verwandelte das Meer daneben in orangefarbene Glut.

Über eine Stunde schon war er nun um den Times Square herumgeschlendert und hatte uninteressiert zugesehen, wie sich das abendliche Gewimmel fremder und einheimischer Vergnügungssüchtiger immer mehr verdichtete. Dies war sein vierter Rundgang: Seventh Avenue, 57. Straße, Broadway, wieder zurück zum Square. Er schlug die Zeit tot, um das Dinner hinauszuschieben; es würde ein langer Abend werden. Sicher wäre es vernünftiger gewesen, sich ein Theaterstück oder einen Film anzuschauen, aber er konnte sich nicht dazu auffassen. Er bog in eine Nebenstraße ein und suchte eine einigermaßen ruhige Bar für einen letzten Drink vor dem Essen; dabei würde er es dann auch belassen. Alkohol machte die Dinge nicht besser. Außerdem mußte er für diese Unterredung, die er morgen mit einer Miss Lisa Martin, Mitherausgeberin der Zeitschrift *World Travel*, haben würde, fit bleiben und einen klaren Kopf behalten.

In einem relativ stillen Lokal, *Orlando's* hieß es, bestellte er aus strategischen Gründen ein Bier; drei Glas Bier würden, was ihren Alkoholgehalt betraf, annähernd einem Whisky gleichkommen, und mehr als das Dreifache an Zeit beanspruchen. Plötzlich sagte eine freudig überraschte Stimme hinter ihm: »Vic! Hallo, Vic Jacoby!«

Im Barspiegel entdeckte er hinter seiner linken Schulter einen honigblonden Wuschelkopf. Er senkte die linke Schulter so weit wie möglich, und das Bild wurde nun durch zwei große blaue Augen und eine entzückende Nase ergänzt. Haar, Augen und Nase paßten wunderbar zu der schelmisch-mädchenhaften Stimme. Einen Moment lang war ihm, als hätten sich ihre Blicke im Spiegel getroffen; dann schaute er sich verstohlen rechts und links nach diesem Vic Jacoby um, der unbegreiflicherweise auf ein so reizendes und über die Begegnung so erfreutes Mädchen in keiner Weise zu reagieren schien.

Zu seinem Erstaunen spürte er die Hand des reizenden Mädchens an seinem Ellbogen. »Vic«, sagte sie. »In welchen Regionen schwebst du denn! Komm zu dir! Ich bin's.«

Er drehte sich auf dem Barhocker um, stieg herunter und besah sich ihr Gesicht. Der Rest war auch keine Enttäuschung. Der große, lächelnde Mund, das kräftige, aber durchaus nicht

aggressive Kinn wären der Traum jedes Fotografen gewesen. Es gab nur wenige solcher Gesichter.

»Es tut mir leid«, sagte er, »aber . . .«

Das Lächeln erstarb, die fröhlichen Augen verloren ihren Glanz. »Vic«, flehte sie, »tu mir das doch nicht an, bitte! Oder machst du Spaß?«

»Glauben Sie mir«, beharrte er. »Ich bin wirklich nicht Ihr Freund Vic. Leider. Mein Name ist Larry Towers.«

»Na gut«, antwortete sie und lächelte. Aber ihre Stimme klang traurig. »Okay, wenn du es so haben willst.«

»Warten Sie!« bat Larry. »Sehen Sie mich an; sehen Sie mich mal gut an! Ich kann kein genaues Ebenbild Ihres Freundes sein.«

Sie betrachtete ihn eine Weile kritisch und schüttelte dann den Kopf. Ihre Lippen verzogen sich zu einem kläglichen Lächeln.

»Es ist phantastisch, wie sehr Sie Vic ähnlich sehen; es ist verblüffend. Sie gleichen sich aufs Haar, mit einer einzigen Ausnahme: Vic ist größer als Sie.«

»Dann muß Vic ja aber schon sehr groß sein.«

»O ja, wunderbar groß. Er . . . du meine Güte, wie peinlich mir das ist. Verzeihen Sie, bitte!«

»Na ja«, entgegnete Larry, »Sie haben zwar etwas Fürchterliches verbrochen, aber wenn Sie ein Glas mit mir trinken, verzeihe ich Ihnen vielleicht.«

Ehe sie antworten konnte, kam ein junger Mann, der gerade die Telefonzelle gegenüber der Theke verlassen hatte, auf sie zu, und sie rief ihm entgegen: »Wie geht's Tony?«

»Schlechte Nachrichten, meine Liebe«, sagte der junge Mann.

»Tony geht's gut.«

Das Mädchen seufzte. »Und Sandy?«

»Auch Sandy erfreut sich unglücklicherweise bester Gesundheit. Ich habe Ernie gesagt, wo er uns finden kann; wir gehen am besten gleich hin.«

»Gut.« Sie hängte sich bei dem jungen Mann ein, drehte sich zu Larry um und lachte. »Falls Sie und Vic sich je begegnen, dann wird das für beide der Schock des Lebens.«

»Was redest du denn da?« fragte der junge Mann.

Sie lächelte ihn an. »Komm, wir müssen fort. Ich erzähl es dir unterwegs.«

Bevor sie hinausgingen, winkte sie Larry noch einmal mit

gespielter Zerknirschung zu. Er kehrte zu seinem Barhocker und seinem Bier zurück und starrte angelegentlich in den Spiegel über der Bar, um festzustellen, wie Vic Jakoby aussah.

Lisa Martin, die Mitherausgeberin von *World Travel*, war ungefähr Mitte Dreißig, flott, aber nicht schick gekleidet, feminin, aber nicht sanft. Die typische Karrierefrau von heute, dachte Larry, als sie nachdrücklich erklärte, der Lunch gehe auf ihre Rechnung, und jede weitere Debatte über diesen Punkt erübrige sich damit. Sie bestellte Gin mit Eis, er bestellte Bourbon mit Soda. Als er ihr eine Zigarette anbot, lehnte sie ab und beharrte darauf, daß er eine von ihren Super-Kingsize-Filterzigaretten aus dem Super-Kingsize-Silberetui, das in aller Eile bei Tiffany's angefertigt worden sein mußte, probierte. Larry hatte das Gefühl, daß er ihr nicht gut einen Korb geben könnte, aber die Zigarette war ihr Etui ganz entschieden nicht wert.

»Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern«, sagte Lisa Martin dann, »daß wir Ihre Arbeit sehr schätzen. Haben Sie irgendwelche Ideen für weitere Bildberichte?«

»Im Augenblick nicht. Ich dachte, Sie wüßten vielleicht etwas.«

»Möglich«, antwortete Lisa. »Wie wär's denn mit der neuen Ferienkolonie, die da in Marbella für den Hochadel entsteht? So eine Geschichte über die Windsors und ihre Freunde?«

Larry zog an der Zigarette und sagte: »Ich würde Spanien lieber für eine Weile meiden. Wissen Sie, es gab da einen Autounfall. Drei Freunde von mir kamen ums Leben. Ich saß mit ihnen im Wagen.« Er drückte die Zigarette in dem Kristallaschenbecher aus, der vor ihm stand. »Ich bin übrigens zum erstenmal in New York, abgesehen von ein oder zwei Stunden, die ich mal im Kennedy-Flughafen zubrachte.«

Lisa lächelte. »Das scheint Sie selbst zu überraschen, und ich verstehe gut, warum. Sie müssen in beinahe jeder anderen großen Stadt der Welt gewesen sein. Daß Sie sich dann New York haben entgehen lassen? Immerhin ist es doch die größte Stadt in Ihrem eigenen Land!«

»Stimmt. Komisch.«

»Sie kommen aus Kalifornien, nicht wahr? Das ist aber auch alles, was ich von Ihnen weiß.«

»Ja, ich bin in San Francisco geboren.«

»Sie Glückspilz. Sie haben vermutlich in Berkeley studiert? Oder war es Stanford?«

»Berkeley«, antwortete Larry, »allerdings nur zwei Jahre. Dann trampete ich eine Weile durch die Gegend und ließ mir ein bißchen Wind um die Nase wehen; schließlich bin ich in Chicago gelandet, wo ich für eine Werbeagentur Ketchup und Senf fotografierte.«

»Und das brachte Sie dann dazu, Ihrem Vaterland den Rücken zu kehren, ohne New York je gesehen zu haben?«

Larry lachte. »Daß das mein erster Aufenthalt hier ist, habe ich nur deshalb erwähnt, weil ich dachte, ich könnte vielleicht einen Bildbericht über New York machen.«

»Ein Amerikaner entdeckt New York«, sagte Lisa. »Und es ist ein fremder, ungewohnter Ort für ihn; exotisch und so weiter.«

Larry nickte. »Ja.«

»Das könnte ganz amüsant werden.«

Sie besprachen die Idee beim Mittagessen und über dem Kaffee. Als sie anschließend eine andere Story mit Mexico City als Hintergrund erwogen, brachte der Kellner ein gefaltetes Papier an den Tisch.

»Eine Dame bat mich, Ihnen das zu geben, Sir.«

Lieber Vic, stand darauf. Es würde mir nicht einfallen, Dein Tête-à-tête zu unterbrechen, aber warum treffen wir uns nicht heute abend bei *Starr's* auf der 53. Straße zu einem Drink? Ich warte an der Bar auf Dich. Neun Uhr. Ich freue mich schrecklich auf das Wiedersehen. Herzlich Polly G.

Larry winkte den Kellner heran.

»Wo ist die Dame?« fragte er.

»Sie ist schon fort, Sir. Sie gab mir das, bevor sie ging.«

Larry lachte und schüttelte den Kopf.

»Was ist?« fragte Lisa.

Larry reichte ihr den Zettel und erzählte ihr dann, was am Vorabend passiert war.

»Sie müssen diesem Vic Jacoby aber wirklich sehr ähnlich sehen«, meinte Lisa. »Wer mag das wohl sein?«

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Larry. »Ich weiß nur, daß er nicht im Telefonbuch steht. Ich war nämlich neugierig und habe schon nachgesehen.«

»Wollen Sie denn zu der Verabredung mit Polly G. erscheinen?«

»Ich halte es für besser. Ich kann doch nicht zulassen, daß die arme Polly an der Bar steht und unerfreulichen Gedanken über Vic nachhängt. Ich gehe vorbei und erkläre ihr die Sache. Das muß ich schon für ihn tun, finde ich.«

Als Larry durch die vollbesetzte lange Bar ging, vertrat ihm plötzlich eine füllige, sympathisch aussehende Frau, die in den Fünzigern sein mochte, den Weg. Sie strahlte ihn an und streckte ihm beide Hände entgegen. Sie freute sich offenbar über dieses Wiedersehen noch mehr als das Mädchen am Vorabend.

»Vic«, sagte sie, »wie geht's dir? Du siehst großartig aus. Wo hast du denn diese unwahrscheinliche Bräune her? Wo warst du eigentlich?«

Larry befreite seine Hände sanft aus ihrer Umklammerung und sagte: »Es tut mir leid, Sie zu enttäuschen, aber ich bin nicht Vic Jacoby. Mein Name ist Towers, Larry Towers.«

»Vic!« Noch immer strahlend, drohte sie mit dem Finger. »Es ist nicht nett, alte Damen aufzuziehen!«

»Im Ernst, ich . . .«

Jetzt brach sie in lautes Gelächter aus. Ihre breiten Schultern zuckten, ihr üppiger Busen wippte. »Ist die Polizei hinter dir her, Vic? Hast du eine Bank ausgeraubt?«

»Möchten Sie meinen Führerschein sehen?«

Sie verstummte und betrachtete forschend sein Gesicht. »Sie meinen es ernst, nicht wahr? Du lieber Gott, ich kann es nicht fassen! Sie und Vic gleichen sich wie ein Ei dem anderen; es ist unglaublich!«

»Ich kann Ihre Überraschung verstehen«, sagte Larry. »Ich bin das erstmal in New York — seit drei Tagen. Aber ich werde schon zum zweitenmal mit diesem Vic Jacoby verwechselt. Wer ist das denn eigentlich? Was macht er? Wo wohnt er? Ich hoffe doch, daß ich Sie zu einem Drink einladen darf, und daß Sie mir etwas über ihn erzählen.«

»Ich habe Ihnen schon einen Drink bestellt«, bekannte Polly. »Vielmehr, ich habe einen Whisky-Soda für Vic bestellt. Das trinkt er nämlich am liebsten.«

»Dann werde ich ihn auch trinken, Miss G. oder Mrs. G.?«

»Mrs. Grant, aber nennen Sie mich bitte Polly. Alle Freunde von Freddy tun das. Vic Jacoby ist nämlich ein Freund meines Sohns Freddy.«

Mrs. Polly Grant hatte wieder auf ihrem Barhocker Platz genommen. Sie saß darauf, als sei sie dafür geboren, und sie schlürfte ihren Drink mit Hingabe, doch auch mit einer gewissen Vorsicht, die langjährige einschlägige Erfahrung verriet. Ihre Tasche, Handschuhe, Zigaretten, das Feuerzeug und eine gefaltete Zeitung ließen dem Herrn, der zu ihrer Linken ein Bier trank, nicht viel Raum, aber das störte ihn offenbar nicht. Er hatte ein fröhliches, gutmütiges Gesicht, und sie schien ihn zu amüsieren.

»Eigentlich«, so erklärte Polly Grant nun, »habe ich Vic auch noch nicht sehr oft gesehen, und ich kenne ihn auch nicht besonders gut. Es war im Grund wegen Freddy, daß ich Ihnen diese Nachricht schickte. Freddy hat in den letzten ein oder zwei Jahren völlig den Kontakt mit Vic verloren, und er denkt oft darüber nach, was wohl aus ihm geworden ist. Ich weiß, daß er glücklich wäre, ihn wiederzusehen. Ich hoffte, ich könnte Vic dazu bringen, heute abend mit mir nach Larchmont zu fahren und Freddy zu überraschen.«

»Erzählen Sie mir doch etwas über Vic«, bat Larry. »Was ist er von Beruf?«

»Oh, du lieber Himmel, da habe ich keine Ahnung! Ich habe Vic und Freddy nie darüber reden hören. Das wäre ihnen viel zu öde gewesen. Nein, die zwei hatten doch nur ihr Vergnügen im Kopf.«

»Wo wohnte Vic denn?«

»Das weiß ich auch nicht. Irgendwo in Manhattan, glaube ich.«

»Sie erinnern sich nicht zufällig an den Namen irgendeiner Freundin?«

»Nein, aber Freddy erinnert sich bestimmt. Hören Sie, Larry!«

»Ja, Polly?«

»Ich überlege gerade«, sagte sie, während sie ihn von der Seite betrachtete, »ob Sie wohl auch Vics Sinn für Humor haben. Würden Sie einen Ulk mitmachen?«

»Das kommt darauf an«, antwortete er vorsichtig, da er ja nicht wußte, wie Vics Sinn für Humor war.